

Rabii Dschaber

Ich war einmal ein Prinz

Ein metamorphosisches Bildungsmärchen (Kuntu amîran)

Im vierzehnten Jahrhundert lebte in Italien ein kränklicher Prinz namens Ovid. Er war mutterlos seit seiner Kindheit. Den Palast seines Vaters verliess er nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Hofarztes, und bei Tag und Nacht bestand seine einzige Beschäftigung darin, Bücher zu lesen und abzuschreiben. Ausserdem spielte er jeden Nachmittag Schach und beobachtete in klaren Nächten den Mond und die Sterne. Ovid hatte einen einzigen Freund. Der hiess Toca und gehörte zu den berühmtesten Rittern Europas. Er war nur drei Monate älter als Ovid, und wenn er sich nicht gerade in Kriegsgeschäften ausserhalb des Reiches befand, begab er sich jeden Sonntagnachmittag zum Palast, stellte sich an die Tür des weiten Saales und wartete darauf, dass sich der Höfling, der, wer immer es war, Ovid gegenüber sass, zurückzog. Dann trat er in die Mitte des Saales und nahm Platz, um sich mit seinem Freund, dem Prinzen, in jener Partie Schach zu messen, die vor seiner Ankunft begonnen hatte und die er meistens gewann, wie schlecht seine Figuren – oder genauer: die Figuren des Höflings, der sich zurückgezogen hatte – im Augenblick seiner Übernahme auch stehen mochten. Doch war dieser Erfolg nicht seiner Meisterschaft beim Führen seiner Bauern zuzuschreiben, obwohl er ein echter Meister bei der Planung von Zügen war. Sein Erfolg war vielmehr ganz und gar dem Spiel des Prinzen zuzuschreiben, der im Verlieren gegen Toca den raschesten Weg sah, die Partie zu beenden und sich aus dem Saal zurückzuziehen, in dem zu beiden Seiten der Hofstaat aufgereiht stand, schweigend wie Standbilder, die Blicke auf die schwarzen und weissen Karos geheftet, als läge darin das Geheimnis von Leben und Tod (dem Leben des einen Königs und dem Tod des anderen). Wenn dann vor den Fenstern des Schlosses die Sonne untergegangen war, musste Toca gehen, um noch vor Mitternacht bei seiner Frau Francesca zu sein. Die wenigen Stunden reichten ihnen niemals, sich alles mitzuteilen. Toca erzählte von seinen Reisen und seinen Abenteuern, unter Schwertern oder unter Frauen. Ovid berichtete ihm von dem enormen Buch, das er gerade abschrieb*, oder von einem Traum, den er zwei Tage zuvor gehabt hatte und in dem ihm seine Mutter erschienen war, mit Flügeln, wie sie jene gelben Falter hatten, die den Garten hinter dem Palast füllten. (Ovid verliert, damit ihm gestattet wird, mit Toca in sein Zimmer zu gehen, wo das Gespräch beginnt.)

Zur Zeit, da diese Geschichte beginnt, war Ovid mit einer Prinzessin aus Neapel verlobt, Maria, der Tochter König Roberts. Sie war bei allen Leuten so bekannt, dass der florentinische Dichter Giovanni Boccaccio es gar wagte, sich in sie zu verlieben, nachdem er sie einige Jahre zuvor, in einer Osternacht des Jahres 1341,

einmal zu Gesicht bekommen hatte. Ja, er verfasste sogar ein Liebesgedicht auf sie, in dem er, aus Furcht vor ihrer Familie und dem Zorn des Heiligen Vaters in Rom, ihren Namen durch Fiammata ersetzte.

Einmal jedoch – es war ein Sommerabend, durchzogen von einer jener wundervoll erfrischenden Mittelmeerbrisen, die Sonne war schon vor einer Stunde untergegangen – blieb Toca aus. Ovid sass auf dem Balkon des Palasts, betrachtete die Sterne am Himmel und dachte über die Wendung nach, die er wenige Augenblicke zuvor auf braunes Pergament geschrieben hatte: „Die schönen Wesen, die der Himmel trägt.“ (So beschreibt Dante am Ende der „Hölle“ den Anblick der Sterne.)

An Abenden wie diesem überkommt ihn eine tiefe Traurigkeit. Am Nachmittag hatte er die Partie Schach verloren. Die Spieler kommen aus allen Teilen des Königreiches, auch aus den fernsten Ende Europas. (So nennt er es, „Königreich“, obwohl es eigentlich nur ein Fürstentum ist; er nimmt sich diese Freiheit, da er Ovid heisst, nach jenem antiken Dichter, dem Verfasser der *Metamorphosen*, der im Jahre 43 vor Christi Geburt geboren ist.) Eines Tages kam sogar ein englischer Prinz, um gegen ihn anzutreten. Dieser hatte den Ärmelkanal und das Land der Franzosen durchquert. Doch alle verlieren. Allein Toca gewinnt gegen ihn, weil er ihn gewinnen lässt. An diesem Nachmittag jedoch hatte er zum erstenmal gegen einen Fremden verloren, da er nicht bei der Sache war, sondern an Toca dachte, dessen Eintreffen er jeden Augenblick erwartete. Toca kam nicht.

Vom Teich in der Mitte des Gartens war das Quaken der Frösche zu hören. Ein paar Tage zuvor hatte er geträumt, er schwimme im Fluss, schiesse wie ein Fisch unter der Wasseroberfläche dahin. (Seit seiner Kindheit war es ihm verboten, ins Wasser zu gehen. Nur an ganz heissen Tagen liess ihn der Hofarzt in den Teich, aber nur unter der Bedingung, dass er nicht weiter als bis zur Magenhöhe hineinging.) Hoch am Himmel lächelte die weisse Mondscheibe. Ein gelber Falter schaukelte vor Ovids Nase vorbei, flatterte dann über seinem Kopf und verschwand durch die geöffnete Balkontüre im Innern des Zimmers. Ovid wandte sich und schaute ihm nach, bis er im Dunkeln verschwunden war. Das feine Flattern seiner Flügel durchzog noch seine Ohren wie das Murmeln eines Bächleins bei Nacht. Plötzlich beschloss er, sich aus dem Palast zu stehlen und durch den Hain zum Gästehaus zu schleichen, dort den Maulbeerbaum zu erklimmen, auf den Balkon auf der Westseite zu steigen und vorsichtig an die Scheibe zu klopfen. Dann würden sich die Vorhänge bewegen und das Gesicht von Prinzessin Maria erscheinen, Überraschung in den Augen. (Sie war mit ihrer Mutter und ihrer Tante gegen Mittag angekommen, und morgen sollten sie zusammen zu Mittag speisen.)

Ovid setzte sein Vorhaben in die Tat um. Er schlüpfte durch die Küchentür aus dem Palast, durchschritt den sommerlichen Hain, begleitet vom Zirpen der Grillen, dem Quaken der Frösche und dem Rascheln des Laubes. Er erklimmte den Maulbeerbaum mit der Leichtigkeit

einer Person, die nicht mehr als fünfzig Kilogramm wiegt, jedoch über genügend Kraft in den Armen verfügt, um in nur sieben Tagen Dantes „Hölle“ – vom ersten bis zum vierunddreissigsten Gesang – abzuschreiben (und mit eigenen Anmerkungen zu versehen), und wollte gerade an die Glastür klopfen, die zum Schlafzimmer von Prinzessin Maria führte.

Gerade wollte er anklopfen, doch er tat es nicht. Denn plötzlich vernahm er eine Stimme, die ihn in Angst versetzte. Das Blut toste in seinen Adern, das Herz pochte ihm bis ins Gehirn. Auf was für ein Abenteuer, hatte er sich eingelassen? Und dieser Schmerz in seiner Brust, der Druck der Rippen auf die Lunge – war er drauf und dran, einen Hustenanfall zu bekommen, an dem er ersticken würde? Was war das bloss für ein Geschmack unter seiner Zunge, und warum spürte er etwas Feuchtes in der Nase? Sollte ihm gerade jetzt die Nase bluten? Woher nur nahm er den Mut? Von Vergil und Homer oder ... genau, von seinem Freund Toca. (Immer wenn er mit Toca sprach, dachte er an die Abenteuer des Achilles, des Ödipus und des Äneas!) Sollte er also anklopfen? Nein, besser war es, die Tür aufzustossen und einzutreten und der geliebten Prinzessin in die Augen zu sehen, die sich voller Überraschung und Liebe weiteten. (Die Türen wurden hier nur in stürmischen Winterzeiten mit Riegel und Schlüssel geschlossen. Im Sommer lagen die Schlüssel in der Schatzkammer des Palastes, und wenn ein Gast das Schlafzimmer oder eine Tür verschliessen wollte, musste er einen Stuhl oder einen Tisch davor schieben, damit der Wind sie nicht aufsties.)

Im Zimmer, hinter den Vorhängen, flackerte ein Kerzenlicht. Ganz sicher las sie in einem Buch. Was sie wohl las? Das Evangelium? Das Hohelied Salomos?

Das dritte Kapitel: Des Nachts auf meinem Lager suchte ich, den meine Seele liebt. Ich suchte; aber ich fand ihn nicht. / Ich will aufstehen, und in der Stadt umgehen auf den Gassen und Strassen, und suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte, aber ich fand ihn nicht...? Oder war sie schon im vierten Kapitel: Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die gelagert sind am Berge Gilead herab.

Auf die Vorhänge fiel ein Schatten. Es gab einen Stuhl hinter der Tür; wenn er sie aufschob, könnte der Stuhl umfallen und die Prinzessin erschrecken. Das Buch könnte ihr aus der Hand fallen oder die Kerze umkippen. Er musste die Tür sehr langsam und sehr behutsam bewegen. Ovid schob die Tür auf. Der Schweiß lief ihm die Wirbelsäule herab. Er zitterte am ganzen Körper. Hatte plötzlich den Eindruck, etwas wie ein Flüstern zu hören. Murmelte sie lesend die Worte des Heilands? Kniete sie betend auf dem Boden? Würde er ihr Zwiegespräch mit ihrem Herrn unterbrechen? *Vater unser der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name...*

Schüchtern streckte er den Kopf nach vorn. Das Kerzenlicht warf ein gelbes Netz über das Bett, darin lag Maria, seine Prinzessin, nackt und in inniger Umarmung mit seinem Freunde Toca. Sie waren so eng umschlungen, wie nicht einmal Efeu und Baum. Sie hingen und klebten aneinander, als wären sie aus heissem Wachs.

Maria und Toca, Toca und Maria, murmelte Prinz Ovid vor sich hin, während er am Maulbeerbaum hinunterstieg, während er nicht zurück zum Hain, sondern in die andere Richtung ging, während er die Weiten durchquerte, während er sich in den Fluss stürzte, während er die Grenzen des Fürstentums überschritt, während ihn die Wege des Schicksals ins Unbekannte führten, das er sich nicht einmal hatte vorstellen können – trotz seines Namens Ovid. Maria und Toca, Toca und Maria.... Ovid rannte, während die beiden Namen Mal um Mal aus seinem Mund fielen, wie zwei Steine, die in seiner Brust lagen, und jedesmal wenn er sie ausspuckte, um zu atmen, spürte er sie aufs neue in seiner Kehle, in seiner Luftröhre. Sie würgten seine Lunge, sie brachten ihn um.

Einige Tage später, berauscht und mit Beinen, die ihm den Dienst versagten, prallte er in einer finsternen Gasse in Florenz auf eine alte Frau.

„Gib mir etwas zu essen, um Christi Willen,“ flehte sie.

Er schleuderte sie – mit all seinem neuen Abscheu gegen das menschliche Geschlecht – mit einem Schlag seiner rechten Hand gegen eine Wand. (Er erinnerte sich nicht, je in seinem Leben etwas geschlagen zu haben. Oder doch?! Als er fünf Jahre alt war, warf er vom Balkon einen Stein auf einen Jagdhund im Garten!)

„Warum sollte ich dir glauben?“ knurrte er hämisch. „Vielleicht bist du ja reich und willst mich reinlegen! Vielleicht bist du gar eine Heidin!“

„Warum sollte ich dich anlügen?“ fragte sie ganz ruhig (Er sah sie als schwarzen Haufen am Fusse der Wand.)

„Die menschliche Natur,“ entgegnete er.

Sie schwieg. (Sie kauerte da wie ein Igel oder wie ein Ginsterbusch.)

„Der Mensch ist verlogen und hinterhältig wie eine Hyäne, schmierig und gemein wie ein Frosch,“ fuhr er fort.

„Du glaubst also nicht an den Menschen und traust ihm nicht. Ist es das, was du meinst?“

„Genau das ist es, was ich meine“, brauste er auf. „Mehr braucht es nicht für die ganze Geschichte. Wer wollte etwas darüber hinaus sagen?“

Sie richtete sich auf wie ein Reptil, das sich plötzlich in einen Menschen verwandelt. Der Schrecken kroch in ihn, einem Heer von Skorpionen gleich, das unter seiner Haut durchzog.

Und plötzlich, während sich die Alte vor ihm aufrichtete, um die herum sich die Luft elektrisch geladen hatte, erinnerte er sich an den fünfundzwanzigsten Gesang in Dantes „Hölle“.

„Wer nicht an seinen Menschenbruder glaubt,“ begann sie zu deklamieren, „der ist kein Mensch, der verdient nicht, einer zu sein. Von nun an und bis deine Menschenseele zu dir zurückkehrt, sollst du diese Kreatur sein, die du so sehr verachtest. Sei...!“

Noch bevor sie ihr letztes Wort hinausgeschleudert hatte, fiel in Prinz Ovids Körper die Temperatur von 37° auf 11° Celsius, und er fand sich an der Erde klebend wieder, verwandelt in einen Frosch.